

DER BÜRGER IM STAAT

INHALT

Marianne Kneuer Mehr oder weniger demokratische Qualität durch das Internet?	196
Thomas Demmelhuber „Befreiungstechnologie“ Internet: Social Media und die Diktatoren	206
Andreas Marchetti Europa im digitalen Zeitalter: Mehr Bürgernähe durch das Internet?	212
Daniela Hohmann, Thorsten Faas „Das weiß ich von Facebook!“ – Politische Informationspotenziale in sozialen Online-Netzwerken im Kontext der Bundestagswahl 2013	221
Martin Fuchs Facebook, Twitter und Co. in der deutschen Politik	230
Alma Kolleck Kommunale Online-Beteiligung: Stand und Herausforderungen kommunaler Bürgerbeteiligung	238
Alexander Hensel Erfolgreich gescheitert? Die Entwicklung der Piraten als Partei der Internetkultur	246
Saskia Richter, Tobias Bürger E-Petitionen als Form politischer Partizipation. Welchen Nutzen generieren digitale Petitions-Plattformen?	252
Nicola Döring Psychische Folgen der Internetnutzung	261
Sarah Mönkeberg Feststellungen der Identität? Über Nutzen und Laster digitaler Sichtbarkeit	268
Joachim Griesbaum Internet und Lernen – Auswirkungen des Social und Mobile Web auf Lernprozesse und Lerninfrastrukturen	276
Stefan Schieren Politische Skandale im digitalen Zeitalter	284

HEFT 4–2014
64. JAHRGANG
ISSN 0007-3121

„Der Bürger im Staat“ wird von der Landeszentrale
für politische Bildung Baden-Württemberg herausgegeben.

DIREKTOR DER LANDESZENTRALE

Lothar Frick

REDAKTION

Siegfried Frech, siegfried.frech@ljb.bwl.de

REDAKTIONSASSISTENZ

Barbara Bollinger, barbara.bollinger@ljb.bwl.de

ANSCHRIFT DER REDAKTION

Staffenbergstraße 38, 70184 Stuttgart
Telefon 07 11/16 40 99-44, Fax 0711/16 40 99-77

HERSTELLUNG

Schwabenverlag Media der Schwabenverlag AG
Senefelderstraße 12, 73760 Ostfildern-Ruit
Telefon 07 11/44 06-0, Fax 07 11/44 06-174

GESTALTUNG TITEL

Bertron.Schwarz.Frey, Gruppe für Gestaltung, Ulm

GESTALTUNG INNENTEIL

Schwabenverlag Media
der Schwabenverlag AG

VERTRIEB

Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm
Nicolai-Otto-Straße 14, 89079 Ulm
Telefon 07 31/94 57-0, Fax 0731/94 57-224
www.suedvg.de

Preis der Einzelnummer 3,33 EUR.
Jahresabonnement 12,80 EUR Abbuchung.

Bitte geben Sie bei jedem Schriftwechsel mit
dem Verlag Ihre auf der Adresse aufgedruckte
Kundennummer an.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht
unbedingt die Meinung des Herausgebers und
der Redaktion wieder.

Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte
übernimmt die Redaktion keine Haftung.

Nachdruck oder Vervielfältigung auf elektronischen Daten-
trägern sowie Einspeisung in Datennetze nur
mit Genehmigung der Redaktion.

THEMA IM FOLGEHEFT

Homophobie

Psychische Folgen der Internetnutzung

Nicola Döring

Während die Apologeten digitaler Medien hoffnungsfrohe Szenarien entwerfen, prognostizieren Skeptiker kulturpessimistische Schreckensbilder. „Meiden Sie die digitalen Medien. Sie machen tatsächlich dick, dumm, aggressiv, einsam, krank und unglücklich“, warnt uns beispielsweise der Psychiater und Gehirnforscher Manfred Spitzer in seinem viel diskutierten Buch „Digitale Demenz“. Hat er Recht? Nicola Döring fasst den aktuellen Forschungsstand zu psychologischen Risiken und Chancen der Internetnutzung zusammen. Es zeigt sich, dass Personen-, Situations- und Umweltfaktoren maßgeblich darüber entscheiden, wie das Internet genutzt wird und ob daraus eher positive oder negative Effekte resultieren. Oft zeigt sich der sogenannte Matthäus-Effekt („Wer hat, dem wird gegeben“), demgemäß sich soziale Ungleichheiten durch Internetnutzung vergrößern. Das Internet kann aber auch kompensatorisch wirken und Benachteiligungen ausgleichen. Maßnahmen der Medienregulierung und Medienkompetenzbildung zielen darauf ab, Risiken zu reduzieren und konstruktive Nutzungsweisen digitaler Medien zu fördern. |

Kontakt ermöglichen? Und was ist mit den ganzen kriminellen Machenschaften und der mutmaßlich massenhaften Pornografie im Netz? Anfang der 1990er Jahre wurde das Netz nicht selten als „virtueller Rotlichtbezirk“ beschrieben. Der Nutzen des Ganzen war ohnehin fraglich. Systeme wie Teletext und Bildschirmtext hatte man schließlich schon, und das waren unbedeutende Nischenmedien. In dieser Phase trafen die Hoffnungen der Netzpioniere auf eine öffentliche und akademische Netzkritik, die Online-Kommunikation oft nur vom Hörensagen kannte und sie sich als kalte, anonyme, entmenschlichte Maschinenkommunikation vorstellte (vgl. Döring 2003).

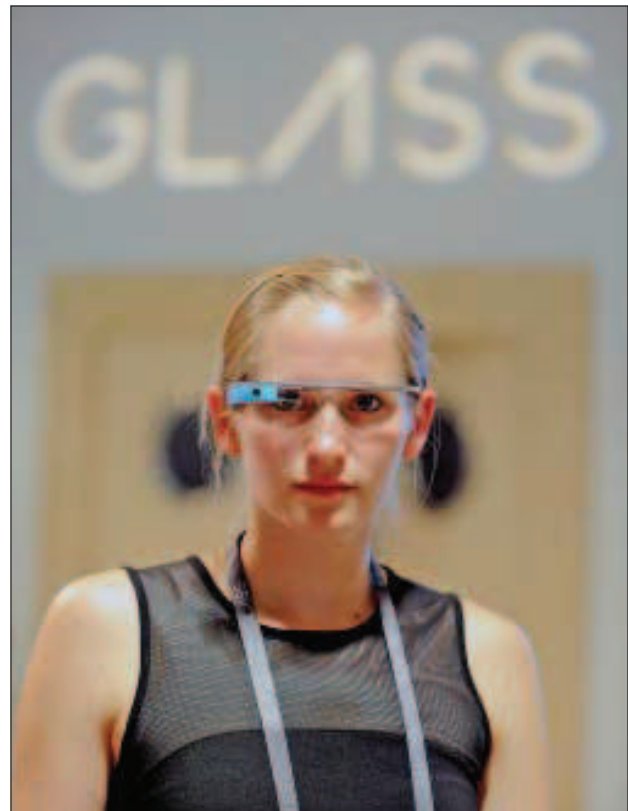
Mitte der 1990er Jahre änderte sich das Bild dramatisch. Das Web 1.0 entstand und plötzlich wurde das für Laien so kryptische Internet dank Webbrowsers bunter und leichter bedienbar. Internetprovider wie AOL etablierten sich in Deutschland und zeigten den Privatkunden den Weg ins Netz. Der Anteil der Internetnutzenden in der Bevölkerung stieg rasant: Waren 1997 rund sechs Prozent der deutschen Bevölkerung online, so waren es drei Jahre später bereits fast 30 Prozent (von Eimeren/Frees 2013: 360).

Die Hoffnungen und Enttäuschungen der Netzpioniere

Die Internetpioniere träumten von einer besseren Gesellschaft: Sie erwarteten, dass mittels niedrigschwelliger computervermittelter Kommunikation Menschen weltweit zusammenrücken, sich gleichberechtigt austauschen, einander unterstützen. Eine Welt voll neuer Netzwärme. Joseph C. R. Licklider und Robert Taylor sangen schon 1968 – zur Geburtsstunde des von ihnen mitentwickelten Internetworkvorläufers ARPANET – das Loblied auf virtuelle Gemeinschaften, in denen sich Menschen unabhängig von geografischer Nähe auf der Basis ihrer Interessen zusammenschließen (Licklider/Taylor 1968).

Als in den 1980er Jahren Personalcomputer auf den Markt kamen, wurden die ersten Online-Gemeinschaften Realität. Ein exklusiver Zirkel von Technikinteressierten, die sich zu Hause mit dem Modem ankoppelten oder über ihre Arbeitsplätze Zugang hatten, tauschte sich über Mailboxnetze und Usenet aus. Die Erfahrungen dieser Zeit waren beglückend: Der kalifornische Sozialwissenschaftler Howard Rheingold (1993) ist ein Zeitzeuge, der geradezu davon schwärmte, wie fruchtbar er in den 1980er Jahren im Mailboxsystem „The WELL“ mit Gleichgesinnten über politische und soziale Themen debattierte, seinen Horizont erweiterte, neue Freunde fand und sogar mitten in der Nacht Hilfe erhielt, als er sein krankes Kind betreute.

Die breite Bevölkerung hörte in den 1980er und frühen 1990er Jahren mit Staunen und Skepsis die Berichte aus der neuen Cyberwelt. Wie kann digitale Kommunikation – letztlich bestehend aus Nullen und Einsen und getipptem Text auf dem Monitor – sinnvollen zwischenmenschlichen



Mit der massenhaften Nutzung des Internets durch Smartphones und demnächst durch Datenbrillen werden auch die Klagelieder lauter. Viele, die sich in den 1980er Jahren eine schöne neue Netzwelt erhofft hatten, sind enttäuscht und heute zu vehementen Internetkritikern geworden.

picture alliance/dpa

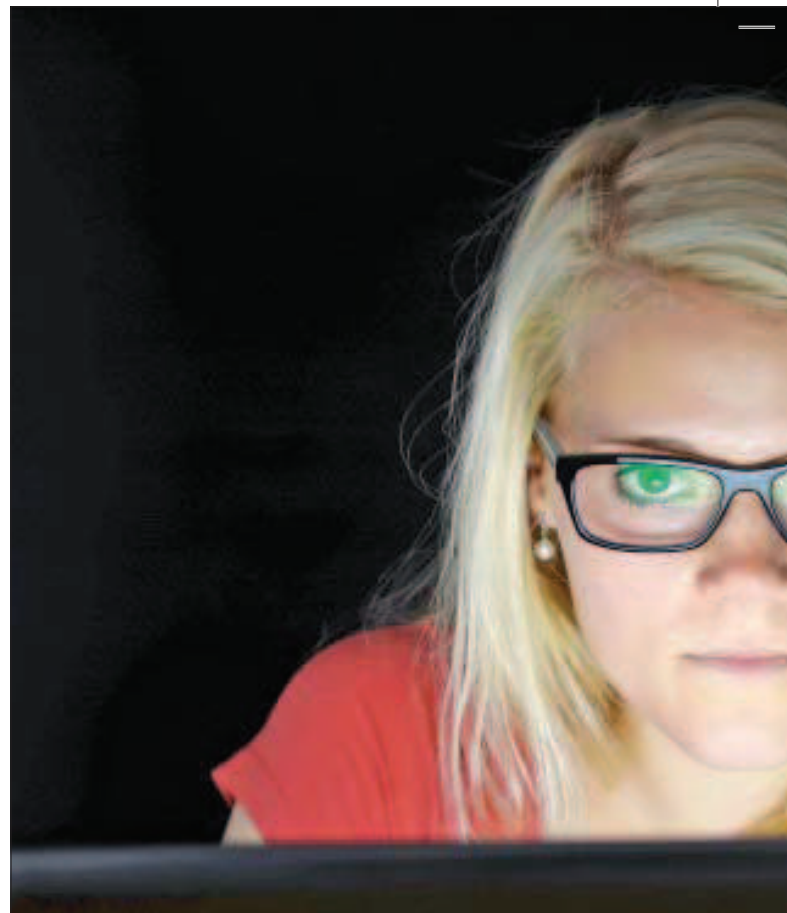
Waren die Internetpioniere und Fürsprecher einer zivilisierten Cybergesellschaft begeistert von dieser Entwicklung? Nicht so ganz. Howard Rheingold selbst beklagte sich in Online-Foren bitterlich und teilte mit, er werde sich nun weitgehend aus „The WELL“ zurückziehen, das Niveau sei zu stark gesunken, auf die ewigen Streitereien habe er keine Lust mehr. Es zeigte sich, dass viele positive Erfahrungen in den ersten Online-Communities – zeitlich vor dem Web 1.0 bestand das Internet im Grunde nur aus sozialen Mitmachdiensten – vor allem darauf basierten, dass sich hier eine elitäre Gruppe akademisch Gebildeter zusammengefunden hatte, die bereits über gemeinsame Umgangsformen verfügte und mit Neugier, Euphorie und Kreativität die neuen Kommunikationsmedien erkundete. Der Zustrom der Massen brachte nun plötzlich das reale Leben in die Utopie: Werbung und Viren überschwemmten das Netz. Und der berüchtigte DAU (der dümmste anzunehmende User) trieb mit ständigen Bedienungsfehlern und notorisch nervigen Beiträgen sein Unwesen. Mitte der 2000er Jahre erfolgte der Übergang zum Web 2.0 bzw. Social Web. Zahlreiche Internetplattformen mit einfachen Mitmachmöglichkeiten entstanden, die den Internetnutzenden jetzt sehr niedrigschwellig die Möglichkeit bieten, sich auf Online-Profilen selbst darzustellen, Kontakte zu knüpfen und zu pflegen, eigene Texte, Fotos und Videos zu veröffentlichen. Online-Kommunikation ist im Alltag angekommen.

In der großen und zunehmend heterogenen Internetgemeinde befinden sich weiterhin Menschen, die die sozialen und gesellschaftlichen Chancen der Netzkultur loben und auf Vorzeigeprojekte verweisen. Gleichzeitig werden mit der massenhaften Nutzung – die durch internetfähige Smartphones und demnächst durch Datenbrillen unaufhaltsam in alle Bereiche des Lebens vordringt – auch die Klagelieder lauter. Viele von denjenigen, die sich eine schöne neue Netzwelt erhofft hatten, sind enttäuscht und heute zu vehementen Internetkritikern geworden – gemeinsam mit denjenigen, die nie eine Netzwelt haben wollten.

Internetkritik heute

„Meiden Sie die digitalen Medien. Sie machen tatsächlich dick, dumm, aggressiv, einsam, krank und unglücklich“, warnt uns der Psychiater und Gehirnforscher Manfred Spitzer vom Universitätsklinikum Ulm in seinem viel diskutierten Bestseller „Digitale Demenz“ (2012: 325). Unverantwortlich sei der gesellschaftliche Umgang mit neuen Medien: Es sei erwiesen, dass Computer und Internet die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen beeinträchtigen und süchtig machen – in der Schule hätten diese Technologien deswegen überhaupt nichts zu suchen, schließlich würde man dort ja auch keinen Alkohol an Minderjährige ausschenken.

Ganz ähnlich argumentiert der kalifornische Technikpsychologe Larry Rosen in seinem 2012 erschienenen Buch „Die digitale Falle“: Die heute allgegenwärtige Internetnutzung verschlimmere oder erzeuge diverse psychische Erkrankungen. Das Spektrum der von ihm diagnostizierten Internetstörungen („iDisorders“ – wie sein Buch im Englischen heißt) reicht von Narzissmus über Zwänge, Aufmerksamkeits- und Essstörungen bis zu Hypochondrie und Schizophrenie. Rosen mahnt, dass beispielsweise Selbstdarstellung im Internet pathologischen „iNarzissmus“ und



„Is Google making us stupid?“ – Kritiker argumentieren, das Versinken in der Computerwelt führe dazu, dass wir geistig immer anspruchsloser werden, Informationen nur noch in Häppchen aufnehmen, kaum verarbeiten und so zerstreut sind, dass wir kaum mehr ein oder zwei Absätze, geschweige denn ein ganzes Buch, konzentriert lesen können.

picture alliance/dpa

Pornografienutzung pathologischen „iVoyeurismus“ hervorbringe. Entsprechendes Fehlverhalten sei deswegen möglichst einzustellen, bei Bedarf mit psychotherapeutischer Hilfe. Zu viel Internetnutzung treibe uns buchstäblich in den Wahnsinn. Wie stark die eigenen „iDisorders“ bereits ausgeprägt sind, kann man mit diversen Selbsttests in seinem Buch prüfen.

Auch die Techniksoziologin Sherry Turkle vom renommierten MIT (Massachusetts Institute of Technology), einem Zentrum kreativer Technologieentwicklung, die in den 1990er Jahren einfühlsam die Chancen der Identitätsentwicklung durch Online-Kommunikation beschrieb, schlägt in ihrem 2012 erschienenen Buch „Verloren unter 100 Freunden. Wie wir in der digitalen Welt seelisch verkümmern“ Alarm. „Alone together“ heißt ihr Werk im Englischen. Ihrer Analyse nach ist die massenhafte Internet- und Handynutzung eine gefährliche Fehlentwicklung unserer Zeit. Sie argumentiert, dass wir uns nach zwischenmenschlicher Nähe sehnen, gleichzeitig aber echte Intimität und soziale Bindungen wegen der damit verbundenen Konflikte und Anstrengungen scheuen.

Die Kommunikationstechnologie biete für diesen menschlichen Grundkonflikt nun einen scheinbaren Ausweg: All die digitalen Kontakte, die ganzen Facebook-Freunde, mit denen man aus sicherer Distanz computervermittelt kommuniziert, bieten ganz bequem die Illusion von Gemeinschaft, aber letztlich um den Preis der Bindungslosigkeit.



„Is Google making us stupid?“, fragt der US-amerikanische Journalist Nicholas Carr 2008 in einem Magazinartikel. Seine Thesen erweitert er 2011 zu dem Buch „The Shallows“ – die Oberflächlichen, so nennt er die Internetnutzenden. Denn die permanente Informationsflut im Internet führe dazu, dass wir geistig immer anspruchsloser werden, Informationen nur noch in Häppchen aufnehmen, kaum verarbeiten und letztlich so zerstreut sind, dass wir kaum mehr zwei oder drei Absätze, geschweige denn einen ganzen Roman, konzentriert lesen können. Carr stellte das auch bei sich selbst fest: Er könne – als Autor – kaum noch längere Passagen am Stück lesen. Die jahrelange Internetnutzung habe als so genannter *Google-Effekt* seinem Gehirn geschadet. Sein Buch wurde 2011 für den Pulitzer-Preis nominiert.

Buchkritik damals

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass Nicholas Carr seinen Abgesang auf die Lesekultur auf rund 250 Seiten Papier in Buchform publizierte und dafür eine begeisterte Leserschaft fand. Auch liegt Ironie darin, in einer Klage über den mutmaßlichen technologiegetriebenen Verfall von menschlichem Gehirn und Geist ausgerechnet auf das Lesen zu verweisen, eine Kulturtechnik, der so gut wie alles, was von kritischen Stimmen an psychologischen Risiken heute „dem Internet“ angelastet wird, ebenfalls vorgeworfen wurde.

Der altgriechische Philosoph Platon war bekanntermaßen ein erklärter Gegner der Schriftlichkeit und argumentierte im vierten Jahrhundert vor Christus in seinem Phaidros-Dialog, echte Erkenntnis könne nur mündlich vermittelt werden, im persönlichen Gespräch zwischen Wissenden und

Lernenden, damit unmittelbares Nachfragen und Erklären möglich sei. Alles Aufgeschriebene sei letztlich missverständlich und seelenlos (Platon 2013).

Und als das Aufgeschriebene mit der Massenproduktion von Büchern und der Alphabetisierung der Bevölkerung im 18. Jahrhundert schließlich ein breites Lesepublikum fand (vor allem unter den auf die häusliche Rolle festgelegten Mädchen und Frauen), so wurde intensiv über die Risiken und Gefahren der neuen „Lesesucht“ diskutiert: Sie mache träge, führe zur Vernachlässigung von Haushalt und Kindererziehung, begünstige durch die romantischen und erotischen Inhalte der Belletristik gar Realitätsverlust und Sittenverfall, wenn nicht Suizid (Barth 2002; Künast 2013). Während Pädagogen noch vor rund 150 Jahren versuchten, Jugendliche davon abzuhalten, Flauberts „Madame Bovary“ oder „Die Leiden des jungen Werthers“ von Goethe zu lesen, gehören diese Werke inzwischen zum Schulstoff. Das Buch wird heute als Kulturmedium schlechthin gefeiert, auch wenn es – wie in den beiden genannten Beispielen – sympathisierend Ehebruch oder Selbsttötung der Protagonisten darstellt.

Es lohnt sich, aktuelle Internetkritik auch aus einem historischen Blickwinkel zu betrachten, denn die Hauptargumente, die gegen ein jeweils neu sich etablierendes Medium vorgebracht werden, ähneln sich über die Jahrhunderte hinweg verblüffend stark. Doch mit dem Verweis auf die Buchkritik ist die Internetkritik natürlich ebenso wenig entkräftet wie mit anekdotischen Beispielen, die aus dem jeweils subjektiven Erleben der Betroffenen Vorzüge oder Nachteile des Internet illustrieren.

Metaanalysen zu psychologischen Internetwirkungen

Welche Befunde haben mittlerweile rund 25 Jahre psychologische Online-Forschung hervorgebracht? In der „Psychologischen Rundschau“ – dem Organ der Deutschen Gesellschaft für Psychologie – ist ein Aufsatz zu finden, der die typischen Thesen der aktuellen Internetkritik mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Metaanalysen konfrontiert (Appelt/Schreiner 2014). Metaanalysen sind systematische Zusammenfassungen der zu einem bestimmten Sachverhalt vorliegenden Primärstudien (Döring/Bortz, in Druck: Kap. 16).

Betrachten wir etwa die Befürchtung, dass durch Internetnutzung die Face-to-Face-Kommunikation verdrängt wird. Würde die Annahme stimmen, so müsste man eine statistisch signifikante negative Korrelation nennenswerter Effektgröße zwischen den beiden Variablen Intensität der Internetnutzung und Intensität der Face-to-Face-Kommunikation finden (d. h. je mehr Internetnutzung, umso weniger Face-to-Face-Kommunikation). Die Metaanalyse von Irina Shklovski, Sara Kiesler und Robert Kraut (2006) zeigte anhand von 48 unabhängigen Datensätzen jedoch eine durchschnittliche Korrelation von $r=+.01$, wobei das 95-prozentige Konfidenzintervall – der Schätzbereich für das Ergebnis – zwischen $r=.00$ und $r=+.02$ liegt. Das heißt, statistisch besteht hier kein Zusammenhang: Die Korrelation liegt bei einem möglichen Wertebereich von -1.00 (perfekte negative Korrelation) bis $+1.00$ (perfekte positive

Korrelation) empirisch ganz nahe bei .00 (keine Korrelation). Das wiederum bedeutet, dass manche Leute, die intensiv das Internet nutzen, besonders viel Face-to-Face kommunizieren, andere wiederum besonders wenig, wieder andere durchschnittlich viel – ein systematischer Zusammenhang in die eine oder andere Richtung ist nicht feststellbar.

Ebenso sieht es aus, wenn man die subjektive Einsamkeit betrachtet: Der Schätzbereich für den Zusammenhang zwischen Internetnutzung und Einsamkeit lässt sich auf der Basis von 37 verschiedenen Datensätzen (Huang 2010) metaanalytisch auf $-.02$ bis $+.07$ festlegen, im Mittel liegt er bei $r=+.02$. Wieder weicht der Korrelationskoeffizient nicht überzufällig von Null ab. Für Depressivität gilt dasselbe, der Schätzbereich liegt zwischen $r=-.05$ und $r=+.06$, im Durchschnitt bei $r=+.01$. Wer das Internet intensiv nutzt, ist somit nicht signifikant einsamer oder depressiver – aber auch nicht signifikant weniger einsam oder weniger depressiv – im Vergleich zu Menschen, die gar nicht oder selten online gehen.

Selbstverständlich sind Metaanalysen ebenso wie empirische Einzelstudien in ihrer Aussagekraft stets begrenzt und ihrerseits kritisch zu betrachten. Dennoch lässt sich in der Gesamtschau beim heutigen Forschungsstand festhalten, dass pauschale Befürchtungen über psychische Negativwirkungen der Internetnutzung meist als „Mythen“ zu kennzeichnen sind (Appelt/Schreiner 2014). Die Datenlage steht im Widerspruch zu den drastischen Warnungen der aktuellen Internetkritik. Dies bedeutet indessen nicht, dass Internetnutzung auf psychologischer Ebene völlig wirkungslos wäre.

Wenn pauschale Trends nicht auszumachen sind, so müssen wir differenzierter verschiedene Zielgruppen betrachten, die sich das Internet in ihren jeweiligen Lebenswelten in teilweise ganz unterschiedlicher Weise aneignen. Hierbei lassen sich dann vor allem drei Kausalpfade zwischen Internetnutzung einerseits und psychischem Wohlbefinden andererseits ausmachen (Döring, in Druck): Verdrängungs-, Kompensations- und Strukturverstärkungseffekte.

Verdrängungseffekte: Wer durch Internetnutzung Lebensqualität verliert

Die Verdrängungshypothese (*displacement/substitution hypothesis*) besagt, dass Online-Aktivitäten zu Isolation, Vereinsamung und sonstigen Einschränkungen der Lebensqualität führen, weil sie Offline-Aktivitäten verdrängen („rich get poorer“). Sie lässt sich zwar, wie Metaanalysen zeigen, nicht für die Gesamtbevölkerung annehmen, aber für bestimmte Zielgruppen. Dass es Menschen gibt, die sich in exzessiver Weise in Online-Aktivitäten verstricken, sich buchstäblich Tag und Nacht mit Online-Spielen, Online-Chats oder Online-Pornografie befassen, darüber ihr Offline-Leben komplett vernachlässigen, in den sozialen Rückzug gehen, ist unbestritten. Der Volksmund spricht von *Internetsucht*. Doch die Psychologie lehnt dieses Konzept ab. Was als psychologische Störung gilt, ist in einem international verbindlichen Manual, dem DSM (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders), festgelegt. In die 2013 erschienene fünfte Auflage DSM-5 wurde „Internet-sucht“ nach ausführlicher Expertenberatung nicht aufgenommen. Denn es gibt nicht genügend empirische Hinweise darauf, dass es sich um ein eigenständiges Stö-

rungsbild handelt. Vielmehr tritt eine problematische Internetnutzung (*Problematic Internet Use/PIU*) – so der offizielle psychologische Fachbegriff – in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle bei Personen auf, die bereits eine andere psychiatrische Diagnose haben oder die entsprechenden Kriterien dafür erfüllen (z. B. Depression, Angststörung, Alkoholabhängigkeit).

Das Internet erzeugt also nach aktuellem Forschungsstand nicht per se eine „Suchtspirale“, sondern Menschen mit ernsthaften psychischen Problemen nutzen teilweise das Internet als *dysfunktionale Bewältigungsstrategie*. Sie versuchen sich durch angenehme Online-Aktivitäten von ihrem Leid abzulenken und geraten dabei in einen Teufelskreis aus Realitätsvermeidung und zunehmender Internetnutzung (Kardefeldt-Winther 2014). Hier muss die zugrunde liegende Problematik behandelt werden, damit sich wieder eine ausgewogene Internetnutzung einspielen kann. Bei psychisch stabilen Internetnutzenden tritt nach temporär intensiver Online-Nutzung eher Übersättigung ein. Zudem ist der Wunsch nach Face-to-Face-Kontakten ungebrochen stark: Die wichtigste Freizeitbeschäftigung ist auch bei der heutigen „Internet-Generation“ nach wie vor das persönliche Zusammensein mit Freunden (Impfs 2013).

Kompensationseffekte: Wer durch Internetnutzung Lebensqualität gewinnt

Die Kompensationshypothese (*compensation hypothesis*) postuliert, dass im Offline-Leben bereits vorhandene Probleme mit sozialer Isolation, Diskriminierung, Einsamkeit usw. durch Online-Aktivitäten kompensiert und überwunden werden können („poor get richer“). Auch sie gilt nicht pauschal, aber eben wiederum für spezielle Zielgruppen: Personen, die aufgrund von Persönlichkeitsdispositionen (z. B. Schüchternheit) oder psychologischen Erkrankungen (z. B. Asperger-Syndrom) Face-to-Face-Kommunikation als belastend erleben, kommen teilweise mit der schriftlichen computervermittelten Kommunikation besser zurecht (Roberts/Smith/Pollock 2000; Saunders/Chester 2008). Die Gehörlosen-Community ist im Internet seit Jahren erfolgreich. Vor allem aber ist die Kompensationshypothese für Personen bestätigt worden, die durch Situations- und Umweltfaktoren sozial isoliert sind. Das kann beispielsweise Menschen betreffen, die aufgrund ihrer Verpflichtungen (z. B. allein erziehende Berufstätige mit wenig Freizeit) persönliche Treffen oft nicht realisieren können und deswegen gezielt Online- und Mobilkommunikation nutzen, um ihre bestehenden sozialen Beziehungen zu pflegen sowie bei Bedarf auch neue Kontakte anzubahnen (zu Chancen und Risiken der Online-Partnersuche siehe Döring 2010; Finkel/Eastwick/Karney/Reis/Sprecher 2012). Zu denken ist auch an Bedingungen wie Bettlägerigkeit, räumliche Distanz von Familienmitgliedern durch Migration oder Zugehörigkeit zu einer geografisch verstreuten Minderheit (z. B. homosexuelle Jugendliche auf dem Land).

Hier kann via Internet ortsunabhängig und niedrigschwellig eine computervermittelte soziale Vernetzung stattfinden, die einen ersten Schritt aus der Isolation und situativen Einsamkeit darstellt, identitätsstärkend und sozial unterstützend wirkt. Häufig entwickeln sich aus den Online-Kontakten dann auch Offline-Kontakte (z. B. Online-Community organisiert lokale Offline-Stammtische).

Insbesondere vor dem Hintergrund von globalen Migrationsbewegungen und von demografischem Wandel wird Online-Vergemeinschaftung vermutlich noch stärker an Bedeutung gewinnen, um Kontakte zu Familie und Freunden zu erhalten und zu pflegen, wenn persönliche Treffen nicht möglich sind.

Strukturverstärkungseffekte: Wie sich durch Internetnutzung soziale Ungleichheit verstärkt

Die Strukturverstärkungshypothese – oft ist auch vom Matthäus-Effekt (*matthew effect*) die Rede – postuliert, dass die psycho-sozial Privilegierten besonders stark vom Internet profitieren und ihre Vorteile in der Lebensqualität weiter ausbauen, so dass sich der Abstand zu den Unterprivilegierten vergrößert („rich get richer, poor get poorer“). Geprägt wurde der Matthäus-Effekt (benannt nach dem biblischen Prinzip „Wer hat, dem wird gegeben“ aus dem Matthäus-Evangelium) ursprünglich von dem Soziologen Robert Merton (1968) auf der Basis der Studien zu Nobelpreisträgern von Harriett Zuckerman (2010).

Bezogen auf das Wissenschaftssystem besagt der Matthäus-Effekt, dass bereits anerkannte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für weitere Leistungen stets mehr Anerkennung erhalten als unbekanntere. Denn sie werden als wichtiger eingestuft, ihre Publikationen werden häufiger gelesen und öfter zitiert. Sie können somit ihren vorhandenen Reputationsvorsprung immer stärker vergrößern. Dieser Wirkmechanismus wurde inzwischen für viele andere soziale Zusammenhänge bestätigt (Zuckerman 2010). Und Matthäus-Effekte zeigen sich eben auch bei der Internetnutzung.

So hat sich herausgestellt, dass kontaktfreudige, attraktive, sozial kompetente Personen, die in ihrem realen sozia-

len Umfeld beliebt sind, ihre Bindungen und Kontaktnetzwerke durch Online-Kommunikation quantitativ und qualitativ erfolgreich weiter ausbauen. Diejenigen, die viele und enge Facebook-Freunde haben, sind somit gerade *nicht* die sprichwörtlich vereinsamen und aus dem realen Leben zurückgezogenen „Computer-Nerds“, sondern in der Regel diejenigen, die auch außerhalb des Netzes besonders gut sozial eingebunden sind (Valkenburg/Peter 2007; Zywica/Danowski 2008). Ohnehin sind Facebook-Freunde in der Regel keine virtuellen Unbekannten, sondern Freunde und Bekannte aus dem sozialen Offline-Umfeld. Wer dagegen im realen Leben isoliert ist, sich sozial abweisend und feindselig verhält, sich chronisch ausgeschlossen und missverstanden fühlt, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit auch online eher Ausgrenzung erleben. Denn im Netz ist Kontakt keineswegs einfach „per Mausklick“ zu haben: Man muss ein Gespür dafür entwickeln, wie man sich in verschiedenen Online-Communitys zu verhalten hat, welche Formen der Selbstdarstellung hier als passend oder unpassend aufgefasst werden und sich konstruktiv einbringen. Matthäus-Effekte zeigen sich nicht nur in der Online-Peer-Kommunikation, sondern u. a. auch bei der Online-Partnersuche: Die Geselligen und Attraktiven finden leicht Anschluss, die anderen bekommen täglich vor Augen geführt, dass ihre Profile eben nicht angeklickt und ihre Nachrichten nicht beantwortet werden.

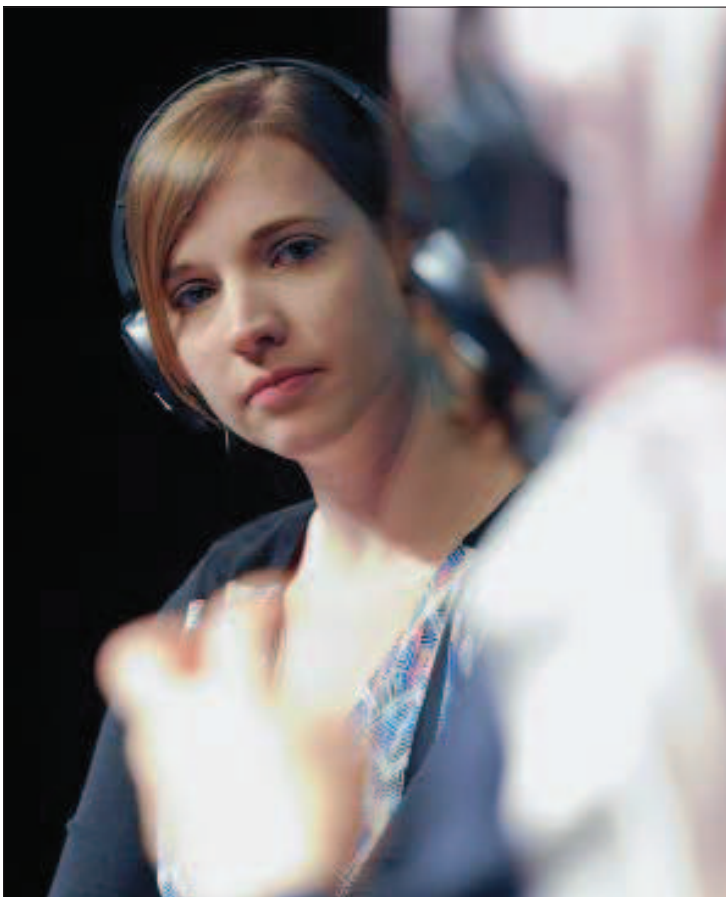
In Deutschland ist die digitale Spaltung (*digital divide*) zwischen Offlinern und Onlinern zumindest in den jüngeren Generationen inzwischen weitgehend aufgehoben: Bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind nahezu alle online (Offliner finden sich heute fast nur noch unter



Matthäus-Effekte zeigen sich u.a. auch bei Online-Partnersuche: Die Geselligen und Attraktiven finden leicht Anschluss, die anderen bekommen täglich vor Augen geführt, dass ihr Profile eben nicht angeklickt und ihre Nachrichten nicht beantwortet werden.

picture alliance/dpa

den Senioren und insbesondere den Seniorinnen). Zu beachten sind jedoch die digitalen Ungleichheiten (*digital inequalities*), d. h. die sehr unterschiedlichen Internetnutzungsmuster, die oft dazu beitragen, soziale Unterschiede im Sinne des Matthäus-Effekts zu vergrößern. So nutzen beispielsweise Gymnasiastinnen und Gymnasiasten das Internet viel intensiver für schulische Recherchen und für die Vorbereitung ihres weiteren Bildungs- und Berufswegs und vergrößern somit ihren Vorsprung gegenüber Haupt- und Realschülern (Impfs 2013). Auch auf Geschlechterebene zeigen sich deutliche digitale Ungleichheiten, vor allem hinsichtlich der Produktion von nutzergeneriertem Content: Männer sind hier mit ihren Weblogs, Microblogs und Videoblogs deutlich sichtbarer und werden wiederum in den Massenmedien mit ihren Online-Beiträgen häufiger zitiert. Die vermeintlich offene Online-Enzyklopädie Wikipedia besteht als Community auf der Ebene von Administratoren und Autoren/Editoren in Deutschland zu 94 Prozent aus Männern (Merz/Döring 2010). Die historisch tradierte formale Ausgrenzung von Frauen aus der Wissensproduktion (Studien-, Promotions-, Habilitationsverbote bis teilweise weit in das 20. Jahrhundert hinein) setzt sich an dieser Stelle im 21. Jahrhundert informell fort (zu Gender-Gaps in unterschiedlichen sozialen Medien siehe Reagle 2013).



Die Bloggerin Anne Wizorek rief den Twitter-Hashtag #aufschrei ins Leben, ein von vielen Frauen als sehr unterstützend empfundener Online-Austausch über Alltagssexismus, der die Öffentlichkeit sensibilisiert hat. Gleichwohl wurde Anne Wizorek Opfer zahlreicher Anfeindungen auf Twitter.

picture alliance/dpa

Schlussbetrachtungen

Als gesellschaftliche Befreiungs- und individuelle Selbstverwirklichungstechnologie hat sich das Netz – entgegen den Träumen der Internetpioniere – nicht erwiesen. Doch auch die Befürchtungen der Kritikerinnen und Kritiker, dass sich das Netz als Suchtmittel entpuppt und kollektive Vereinsamung droht, haben sich nicht bewahrheitet. Wir stehen heute vor einer ausdifferenzierten Internetlandschaft mit vielfältigen Diensten und Plattformen, die als soziotechnische Systeme bestimmte Nutzungsweisen nahe legen, andere verhindern und von jeweils unterschiedlichen Nutzergruppen in Beschlag genommen werden. Das kann im Einzelnen sehr positive oder auch sehr negative Effekte nach sich ziehen. Relativ häufig erweisen sich psychosoziale Effekte auch als *ambivalent*: So hat die Pornografieflut im Internet sexistische Darstellungen popularisiert und gleichzeitig deren Kritik sowie die Nachfrage nach und Produktion von alternativen Darstellungen vorangetrieben (Döring 2011, 2013). Mit dem am 25. Januar 2013 ins Leben gerufenen Twitter-Hashtag #aufschrei wurde ein von vielen Frauen als sehr unterstützend empfundener Online-Austausch über Alltagssexismus angestoßen, der die Öffentlichkeit sensibilisiert und den Grimme-Online-Award gewonnen hat. Zum einjährigen Jubiläum wird eine positive Bilanz gezogen. Gleichzeitig konstatiert die Mitinitiatorin Anne Wizorek am 24. Januar 2014 auf Twitter: „was ein jahr #aufschrei leider auch bedeutet: 1 jahr beleidigungen, diffamierungen, hassnachrichten per email, twitter, blogkommentare ...“ (für eine kommunikationswissenschaftliche Analyse der #aufschrei-Debatte siehe Maireder/Schlögl 2014).

Der Rückblick auf historische Medienkritik (etwa die Debatte um die „Lesesucht“) sowie die Anwendung etablierter psychologischer Theorien helfen dabei, den Neuheitswert des Internet weder im Positiven noch im Negativen zu überschätzen. Der Umstand, dass wir uns heute Fakten schlechter merken, wenn wir wissen, dass wir sie mit Google jederzeit im Internet nachschlagen können, muss nicht in einen Abgesang auf die gesunde Gehirnentwicklung münden. Zumindest gibt es auch die sozialpsychologische Erklärung, dass wir das Internet schlicht als *transaktionalen* Gedächtnispartner behandeln, ebenso wie wir das in Gruppen und Paarbeziehungen tun, wo Gedächtnisleistungen oft delegiert werden und sich nicht alle alles merken müssen (Sparrow/Liu/Wegner 2011).

Gibt man mediendeterministisches Denken auf, so wird klar, dass die Qualität der Online-Kommunikation auf individueller und kollektiver Ebene davon abhängt, wie wir die technologische Entwicklung gestalten und welche Fähigkeiten wir im klugen Umgang mit den Internettechnologien entwickeln. So hat nicht zuletzt Howard Rheingold seine Enttäuschung über Fehlentwicklungen im Internet überwunden und propagiert heute die breite Förderung von Netzkompetenz (Rheingold 2012). Tatsächlich stellt uns das Internet vor gesteigerte Anforderungen der *Selbstregulation*: Es gibt unüberschaubar viele, oft widersprüchliche Optionen und niemals einen Sendeschluss – man muss selbst auswählen und sich auch Offline-Nischen erhalten. *Medienbildung* setzt dabei die kritisch-konstruktive Auseinandersetzung mit dem Internet voraus, die im Kindesalter beginnen muss und das Vorleben der Erwachsenen erfordert.

Doch bei allem Augenmerk auf die Kompetenzbildung müssen wir auch die zeitgenössischen Botschaften der Me-

dienpädagogik hinterfragen (für eine kritische Analyse der medienpädagogischen Sexting-Debatte siehe Döring 2014). Dass Jugendliche ihre Privatsphäre schützen und lernen müssen, keine digitalen Party- und Bikinifotos auszutauschen, lautet das Mantra. Doch damit wird in Zeiten, in denen längst alle Bürgerinnen und Bürger weitreichender digitaler Überwachung unterliegen, das komplexe und dringliche Problem digitalen Daten- und Privatsphärenschutzes auf ein Problem jugendlichen Übermut und mangelnder individueller Medienkompetenz verniedlicht. Eine Betrachtung von psychologischen Chancen und Risiken der Online-Kommunikation sollte also nie psychologisiert verkürzt stattfinden, sondern die kulturellen, ökonomischen, rechtlichen und politischen Rahmenbedingungen, die wir uns im digitalen Zeitalter schaffen, mit bedenken.

LITERATUR

- Appelt, Marcus/Schreiner, Constanze (2014): Digitale Demenz? Mythen und wissenschaftliche Befundlage zur Auswirkung von Internetnutzung. In: Psychologische Rundschau, 1/2014, S. 1–10.
- Barth, Susanne (2002): Lesediskurse im 18. und 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main.
- Carr, Nicholas (2008): Is Google Making us Stupid? What the Internet is Doing to our Brains. In: The Atlantic, 1. Juli 2008. URL: <http://www.theatlantic.com/magazine/archive/2008/07/is-google-making-us-stupid/306868/>.
- Carr, Nicholas (2011): The Shallows. What the Internet is Doing to our Brains. New York.
- Döring, Nicola (2003): Sozialpsychologie des Internet. Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen im Internet. 2. Auflage, Göttingen.
- Döring, Nicola (2010): Wie wir Liebes- und Sexualpartner im Internet finden: Der aktuelle Forschungsstand. In: Psychosozial, 4/2010, S. 33–49.
- Döring, Nicola (2011): Aktueller Diskussionstand zur Pornografie-Ethik: Von Anti-Porno- und Anti-Zensur- zu Pro-Porno-Positionen. In: Zeitschrift für Sexualforschung, 1/2011, S. 1–48.
- Döring, Nicola (2013): Wie wird Pornografie in Online-Foren diskutiert? Ergebnisse einer Inhaltsanalyse. In: Zeitschrift für Sexualforschung, 7/2013, S. 305–329.
- Döring, Nicola (2014): Consensual Sexting Among Adolescents: Risk Prevention Through Abstinence Education or Safer Sexting? In: Cyberpsychology: Journal of Psychosocial Research on Cyberspace, 1/2014, online.
- Döring, Nicola (in Druck): Sozialpsychologie der Internetnutzung. In: Bierhoff, Hans-Werner/Frey, Dieter (Hrsg.): Enzyklopädie der Psychologie: Sozialpsychologie. Göttingen.
- Döring, Nicola/Bortz, Jürgen (2014): Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. 5. vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Berlin.
- Finkel, Eli J./Eastwick, Paul W./Karney, Benjamin R./Reis, Harry T./Sprecher, Susan (2012): Online Dating: A Critical Analysis From the Perspective of Psychological Science. In: Psychological Science in the Public Interest, 1/2012, S. 3–66.
- Huang, Chiungjung (2010): Internet Use and Psychological Well-Being: a Meta-analysis. In: Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking, 3/2010, S. 241–249.
- Kardefelt-Winther, Daniel (2014): A Conceptual and Methodological Critique of Internet Addiction Research: Toward a Model of Compensatory Internet Use. In: Computers in Human Behavior, 2/2014, S. 351–354.
- Künast, Hans-Jürgen (2013): Lesen macht krank und kann tödlich sein. Lesesucht und Selbstmord um 1800. In: Rühr, Sandra/Kuhn, Axel (Hrsg.): Sinn und Unsinn des Lesens. Gegenstände, Darstellungen und Argumente aus Geschichte und Gegenwart. Göttingen, S. 121–142.
- Licklider, Joseph Carl Robnett/Taylor, Robert W. (1968): The Computer as a Communication Device. In: Science and Technology, 4/1968, S. 21–31.
- Maireder, Axel/Schlögl, Stephan (2014): 24 Hours of an #outcry. The Networked Publics of a Socio-political Debate. URL: <http://homepage.univie.ac.at/axel.maireder/2014/02/24-hours-of-an-outcry-the-networked-publics-of-a-socio-political-debate/> [Download].
- Merton, Robert K. (1968): The Matthew Effect in Science. In: Science, Vol. 159, No. 3810, S. 56–63. URL: <http://www.garfield.library.upenn.edu/merton/matthew1.pdf> [Download].
- Merz, Manuel/Döring, Nicola (2010): Aktive Beteiligung an Wikipedia aus sozial-kognitiver Perspektive. Fragebogenstudie mit ehrenamtlichen Autorinnen und Autoren des größten freien Enzyklopädie-Projektes. Posterpräsentation auf dem 47. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Bremen, 26.–30. September 2010. URL: <http://purl.oclc.org/merz/20100926>.
- mpfs (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest) (2013): JIM 2013. Jugendliche, Information, (Multi-) Media: Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Stuttgart. URL: <http://www.mpfs.de/index.php?id=613> [28.08.2014].
- Platon (2013): Phaidros (Herausgegeben von Michael Holzinger). CreateSpace Independent Publishing Platform.
- Reagle, Joseph (2013): „Free as in sexist?“ Free Culture and the Gender Gap. In: First Monday, 1/2013. URL: <http://firstmonday.org/ojs/index.php/fm/article/view/4291/3381> [Download].
- Rheingold, Howard (1993): The Virtual Community. Homesteading at the Electronic Frontier. London.
- Rheingold, Howard (2012): Net Smart: How to Thrive Online. Cambridge, Mass.
- Roberts, Lynne D./Smith, Leigh M./Pollock, Clare M. (2000): „U r a lot bolder on the net“: Shyness and Internet Use. In: Crozier, Ray W. (Ed): Shyness: Development, Consolidation and Change. New York, S. 121–138.
- Rosen, Larry (2012): Die digitale Falle. Treibt uns die Technologie in den Wahnsinn? Berlin.
- Saunders, Peter Lee/Chester, Andrea (2008): Shyness and the Internet: Social Problem or Panacea? In: Computers in Human Behavior, 6/2008, S. 2649–2658.
- Shklovski, Irina/Kiesler, Sara/Kraut, Robert (2006): The Internet and Social Interaction: A Meta-analysis and Critique of Studies, 1995–2003. In: Kraut, Robert/Brynin, Malcolm/Kiesler, Sara (Eds.): Computers, Phones, and the Internet: Domesticating Information Technology. Oxford, S. 251–264.
- Sparrow, Betsy/Liu, Jenny/Wegner, Daniel M. (2011): Google Effects on Memory: Cognitive Consequences of Having Information at Our Fingertips. In: Science, Vol. 333, No. 6043, S. 776–778.
- Spitzer, Manfred (2012): Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen. München.
- Turkle, Sherry (2012): Verloren unter 100 Freunden. Wie wir in der digitalen Welt seelisch verkümmern. München.
- Valkenburg, Patti M./Peter, Jochen (2007): Preadolescents' and Adolescents' Online Communication and Their Closeness to Friends. In: Developmental Psychology, 2/2007, S. 267–277.
- van Eimeren, Birgit/Frees, Beate (2013): Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2013. In: Media Perspektiven, 7–8/2013, S. 358–372.
- Zuckerman, Harriet (2010): Dynamik und Verbreitung des Matthäus-Effekts: Eine kleine soziologische Bedeutungslehre. In: Berliner Journal für Soziologie, 3/2010, S. 309–340.
- Zywica, Jolene/Danowski, James (2008): The Faces of Facebookers: Investigating Social Enhancement and Social Compensation Hypotheses; Predicting Facebook™ and Offline Popularity from Sociability and Self-esteem, and Mapping the Meanings of Popularity with Semantic Networks. In: Journal of Computer-Mediated Communication, 1/2008, S. 1–34.

Prof. Dr. Nicola Döring ist Professorin für Medienpsychologie und Medienkonzeption an der Technischen Universität Ilmenau. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten gehören psychosoziale Aspekte der Online-, Mobil- und Mensch-Roboter-Kommunikation, Gender- und Sexualforschung sowie Forschungsmethoden und Evaluation.